



# Feierabend



## To Kabene, der Zauberer des Kilenge-Stammes

Erzählung von Theo Böppelmann.

Von Sydney ausgehend, hatte der blonde Bird, auf der Suche nach seltenen Vögeln und Schmetterlingen, zuerst die Loyalty-Insel besucht. Nur mit vier Kanaken im verhältnismäßig kleinen Segelboot war er von dort aufgebrochen, um die Salomoninseln zu durchforschen. Einer jener Stürme, die in diesen Breiten plötzlich auftreten, in der Stärke dem Taifun gleichen, aber sich ebenso schnell legen, wie sie entstehen, hatte nachts das Fahrzeug gegen Felsklippen geworfen, an denen es zerschellte.

Als Bird aus seiner Betäubung erwachte, lag er am Strande einer Lagune, die durch ringförmige Korallenriffe gebildet wurde. Neben ihm kauerte ein braunes Mädchen, das ihn aus seltsam dunklen Augen unverwandt ansah. Seine mit Blumen durchflochtenen Haare hingen lose herab. Um den Hüften trug es einen Schurz aus bunten Papageiefedern. Die Gesichtszüge waren, trotz der etwas vorstehenden Backennochen, auch für europäische Begriffe, durchaus nicht häßlich zu nennen. Bei seinen Stammesgenossen mußte es als Schönheit gelten.

Bird versuchte sich in englischer Sprache verständlich zu machen. Lachend schüttelte die kleine Wilde den Kopf, wobei sie prachtvolle weiße Zähne zeigte. Dreimal wies sie auf ihre Brust: „Ja Bore — Ja Bore — Ja Bore“, rief sie.

Der Engländer verstand. Ja Bore hieß die junge Schöne mit Namen. Lächelnd deutete er nun auf sich: „Bird — Bird — Bird.“ Da sprang das Mädchen freudig auf. Abwechselnd berührte sie bald ihn, bald sich mit der Hand und wiederholte mehrmals die Worte: „Ja Bore — To Borda — amergi.“

Sobiel hörte Bird heraus, daß amergi „Freund“ bedeutete.

Vorsichtig richtete er sich nun auf und stellte mit Genugtuung fest, daß er bei dem Schiffsbruch mit heilen Gliedern davongekommen war. Aus den Gesten Ja Bores entnahm er, daß sie es gewesen war, die ihn aus der Brandung gezogen hatte. Von seinen Schiffsgefährten schien sie nichts zu wissen. So mußte er annehmen, daß nur er allein gerettet war.

Eifrig sprach das Mädchen auf ihn ein, ohne daß er den Sinn der Rede erfassen konnte. Plötzlich ließ es davon und war gleich

darauf im Walde verschwunden. Neugierig wartete Bird das Weitere ab. Eben wollte er sich, da ihn stark hungerte, nach etwas Eßbarem umsehen, als Ja Bore in Begleitung eines Mannes zurückkehrte. Der junge Engländer hatte schon viele Australneger gesehen, aber noch nie einen, in dessen Gesicht sich so ausgeprägte tierische Robheit zeigte. Von herkulischem Bau, war sein ganzer Körper mit breiten, vernarbten Schnittwunden tätowiert, die mit verschiedenen Farben bestrichen waren. Die breite, plumpe Nase zeigte nach oben gerichtete Nasenlöcher, die durch kleine Stäbchen künstlich erweitert waren. Der Mund war an beiden Seiten bis zu den Ohren aufgeschlitt und ließ ein furchtbares Raubtiergebiß sehen. Kleine, weit auseinanderstehende Augen, deren Weiß von vielen Blutädrchen durchzogen war, gaben dem Gesicht einen kalten, tödlichen Ausdruck. In der Linken trug er einen Stab, an dem eine Menge kleiner Knochen hingen, die bei jeder Bewegung dumpf rasselten. Die Rechte hielt eine schwere Keule, in die als Zaden ebenfalls spitze Knochen eingefügt waren.

To Kabene war es, der Zauberer des Kilenge-Stammes.

Finster betrachtete er Bird und das Mädchen, als dieses auf den Wald zeigte und dem Fremden begreiflich zu machen suchte, ihm zu folgen. Als Bird an dem Wilden vorbeischnitt, sprühte ihm aus dessen Augen ein so glühender Haß entgegen, daß er unwillkürlich einige Schritte zurücktrat. Doch bewirkten einige strenge Worte seiner Begleiterin, daß der Inselaner sich mürrisch umdrehte und eilig dem Wald zuschritt. Nur zögernd folgte Bird dem Mädchen, das ihn lachend hinter sich herzog.

Nach kurzer Wanderung betraten sie eine Pflanzung, aus der größere und kleinere Pfahlbauten, überall im Grünen verstreut, standen. Auf einen Ruf Ja Bores kamen aus allen Hütten Männer, Weiber und Kinder zum Vorschein, die den Fremden neugierig betrachteten. Es stellte sich heraus, daß Ja Bore die Tochter des Häuptlings To Baranga war. Dieser, ein alter Papuakrieger, zeigte sich dem jungen Engländer freundlich gestimmt. Bald brietem auf seinem Befehl hin einige Pühner am Spieße. Gebadene

Tarowurzeln vervollständigten die Mahlzeit. Nachher wurden bis spät in die Nacht hinein Tänze vorgeführt, die nach und nach jedoch einen so wilden Charakter annahmen, daß Bird froh war, als ihn To Baranga zum „rogo“, dem Männerhause, führte, wo er ihm ein Ruhelager anwies. Die Frauen und Kinder schliefen in der „ruma“, einem Hause an der anderen Seite der Pflanzung.

Von dem Tage ab begann für Ja Bore und Bird eine idyllische Zeit, die den Engländer den eigentlichen Zweck seiner Reise vergessen ließ. Vergessen ließ, daß er sich auf einer kleinen Insel in der Südsee zwischen Wilden befand, deren Väter noch Kannibalen waren.

Baden, Fischen und Ausflüge in die herrlichen Wälder des Tropenlandes füllten fast den ganzen Tag aus. Wundervoll waren die Abende, an denen er mit Ja Bore am Strande saß. Von der Lagune schossen Delphine in schnellster Fahrt aus dem Wasser, fliegende Fische ließen sich auf ihren Libellenflügeln vom Winde tragen. Doch zeigten braune, dreieckige Rückenflöße an, daß vor den Rissen auch eine große Anzahl Haifische auf Beute lauerten. Vom Dorfe schallte der Lärm der Tanztrommeln herüber. Bunte Papageien und reizende Kolobris belebten den Palmenwald. Kleine Nestschen schwingen sich schnatternd von Baum zu Baum.

Mit allen Dorfbewohnern hatte Bird Freundschaft geschlossen, nur To Kabene hielt sich stets abseits. Dessen Haß wurde verständlich, als der Engländer erfuhr, daß der Zauberer Ja Bore zum Weibe begehrte, doch daß diese ihn verabscheute. Bird hätte ja kein Mann sein müssen, um nicht zu merken, daß die Häuptlingstochter in leidenschaftlicher Liebe zu ihm, dem Fremden, entbrannt war. Das aber brachte ihn zur Besinnung. So liebreizend die junge Inselanerin auch war, sein Blut sträubte sich dagegen, eine Mißhebe einzugeben. Häufig, immer häufiger sahn er darüber nach, fortzukommen. Aber kein Schiff ließ die Insel an, selten nur kamen Boote vom benachbarten Archipel herüber. Eines Tages jedoch gelang es ihm, zwei braune Perlenhändler vor den Salomoninseln durch Versprechungen zu bewegen, ihn nachts heimlich in ihr Boot zu schmuggeln.

Selten war die ahnungslose Ja Bore so ausgelassen gewesen, wie an diesem, seinem letzten Tage auf der Insel. Wohl bereitete ihm der Gedanke Unbehagen, die Vertrauenslosigkeit des häßlichen Mädchens so schmachlich täuschen zu müssen. Aber die Hoffnung, bald wieder unter feindseligen zu sein, hob alle Bedenken auf. Tagsüber hatten sie einen weiten Ausflug in die Berge unternommen. Am Spätnachmittage sahen sie an ihrer Lieblingsstelle am Strande. Nüchtern schmiegte sich die Insulanerin an ihn. Personen strich er ihr über die glänzenden Haare, doch schaute er sich, in die strahlenden Augen zu schauen, die so viel Liebe ausdrückten.

Pflichtig, wie aus dem Boden gewachsen, stand To Rabene vor ihnen. Sein sonst so finsternes Gesicht zeigte ein Lächeln, das aber nur unso abstoßender wirkte. In der Hand hielt er ein aus Taromehl gebadenes Brot. Eifrig redete er auf das Mädchen ein, das ihm anfangs mißtrauisch zuhörte. Bald jedoch hellte sich Ja Bore's Gesicht auf. Sie mochte Bird verständlich, daß To Rabene Frieden schließen und, zum Zeichen dessen, das Brot mit ihm brechen wolle. Lachend unterzog er sich dieser Zeremonie. — — —

Bird erwachte aus einer dumpfen Betäubung. Rüdli's lag er im Wasser, den Kopf dem Lande zugewandt. Seine Arme und Beine waren an zwei Bambusstäbe festgebunden, die ihn aber nur halb über Wasser hielten. An einen Palmenstamm gefesselt, sah er Ja Bore stehen, über und über mit festen Vianenranken umschürt. Ihre Augen waren in heißer Liebe auf ihn gerichtet. Unaufhaltsam rannen ihr die Tränen über das schmerzverzogene, liebe Antlitz. Zwischen ihm und dem Mädchen führte der Zauberer einen lautlosen, wilden Kriegstanz aus. Ein großes Messer in der Rechten haltend, schwang er mit der Linken seine gefährliche Keule.

Bird schloß die Augen. Träumte er? Nur langsam betann er sich auf das Vorhergegangene. Er hatte von dem Brot gegessen und dann...? Es mußte ein betäubendes Gift enthalten haben. Jetzt lag er hilflos gefesselt im Wasser, außerstande, dem armen Mädchen zu helfen.

Nun geschah das Gräßliche. — —

Raum nahm To Rabene wahr, daß sein Opfer aus dem Gistrausche erwacht war, als er seine Tanzkreise immer enger um das Mädchen zog. Noch einmal hielt er ein, um sein vor Wut und Mordlust verzerrtes Gesicht triumphierend Bird zuzuwenden, dann — ließ er die Keule mit wildem Schrei auf das Haupt der armen Ja Bore niedersausen und stoß ihr zu gleicher Zeit das Messer bis ans Hest in die Brust.

Bird schloß vor Grauen die Augen. Sich bäumend, versuchte er mit aller Kraft seine Fesseln zu sprengen. Vergebens.

Jetzt schritt To Rabene auf ihn zu und drehte die Bambusstäbe soweit herum, daß Bird nur das offene Meer vor sich sah. Langsam schob der Insulaner das menschliche Glied bis ans Ende der Lagune, wobei er höhnisch auf die Bate deutete, die in Erwartung der Beute, unruhig vor dieser hindurch hergeschossen.

Die Sonne war schon zur Hälfte unter dem Horizont. Die kurze Dämmerung hatte eingefetzt. In einer Viertelstunde mußte es völlig dunkel sein.

Bird wußte, daß er dem sicheren Tode entgegenging. Auf Gnade war bei diesem Schicksal nicht zu rechnen. Ergebungsvoll empfahl er seine Seele. To Rabene starrte mit finsternem Gesicht auf den roten Sonnenball, von dem jetzt nur mehr der obere Rand sichtbar war. Im Moment des Verschwindens desselben gab er dem Floße einen kräftigen Stoß, das gleich darauf von der

schäumenden Brandung fortgerissen wurde.

Die Nacht brach herein. Sanft bewegten sich die Wipfel der Palmen am Strande. Ueber dem Walde stand der Lichtschein der Feuerstellen auf dem Tanzplatz. Unzählige Sterne funkelten am Tropenhimmel. Alle überstrahlend das Sternbild des Erlösers — das Südliche Kreuz.

## Fröhliches Wiedersehen. Eine Eulenspiegel-Geschichte.

Till Eulenspiegel war wieder einmal auf Wanderschaft, und seine Taschen waren — wie schon oft — schlaff und leer. So zog er und mit ihm sein Gefelle, der des gleichen Weges ging, die Straße einher. Die Zeiten waren schlecht. Kriegsnot und Brandspaltungen hatten die Bauern mißtrauisch und unwillig gemacht. Nur selten öffnete sich eine freundliche Hand, um den Bittenden eine karigliche Mahlzeit zu reichen.

Da aber kein Mensch auf die Dauer zu sehen mochte, wie der blaue Rauch aus den Essen Mahlzeiten nur für andere anzeigt, hielten die beiden Wanderer eifrig Ausschau nach einer Möglichkeit, ihre Mägen wieder einmal ordentlich mit guten Sachen auszufüllen. In der Nähe eines Dorfes, das sich behaglich am Waldbrand ausdehnte, arbeiteten sie ihren Plan aus. Sie putzten und wuschen sich, so gut sie konnten und dann zog Tills Begleiter allein davon, suchte das Dorfweirhaus auf und bestellte einen dampfen Bier.

Nicht lange nach ihm betrat auch Till die Gaststube, setzte sich an einen anderen Tisch und ließ sich ein bescheidenes Mahl bringen. Nach einiger Zeit sah er, wie zufällig, nach seinem Freund hinüber, und begann sichtlich zu stutzen und zu überlegen. Schließlich wintte er den Wirt heran.

„Sagt doch einmal, Herr Wirt, wer ist denn der Mann, der dort drüben bei seinem Biere sitzt?“

Der Wirt blickte nun gleichfalls aufmerksam hin, dachte nach, wer der Mann wohl sein könnte, wußte aber keine Auskunft.

„So eine Aehnlichkeit!“ — murmelte Till halb für sich — „so eine Aehnlichkeit! Ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, wer er ist. Ich will Euch nämlich sagen, Wirt, daß ich vor vielen Jahren einen Freund hatte, der mir lieber war als ein Bruder. Als Buben sind wir zusammen aufgewachsen. Dann gingen wir beide in die Fremde, jeder seinen Weg, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Das wäre eine Freude, wenn uns der Zufall hier wieder zusammenführte!“

Der Wirt fragte auch die anderen Gäste, ob ihnen der fremde Mann bekannt sei. Niemand kannte ihn. Indessen erregte die Geschichte von den beiden Jugendfreunden allgemeine Aufmerksamkeit. Eulenspiegel lugte immer wieder nach dem stillen Gast in der anderen Ecke. Durch Kopfschütteln, Seuzhen und andere Zeichen seine innere Spannung kundgebend. Schließlich konnte er nicht länger an sich halten. Er stand auf, ging durch die Stube und klopfte dem Fremden auf die Schulter.

„Heda, sagt mir, seid Ihr nicht der und der von da und da?“

„Ja, der bin ich.“

„Ei nun, da kennst Ihr doch den Till, mit dem zusammen Ihr als Bub die tollsten

Streiche gemacht habt.“

„Gewiß kenne ich ihn. Aber wer weiß, wo er jetzt steckt. Das schon lange nichts mehr von ihm gehört. Möchte ihn wohl gleich mal wiedersehen.“

„Freund, das könnte ihr. Ich bin Till!“

Ja, nun erkannte auch der Jugendfreund seinen alten Kameraden. Und es gab eine Wiedersehenszene, daß der Wirt und die anwesenden Bauern Freude und Nahrung nicht unterdrücken konnten.

Als Till sein seelisches Gleichgewicht wieder gefunden hatte, rief er:

„Unser Wiedersehen müssen wir feiern. Kommt an meinen Tisch, und Ihr, Herr Wirt, bringt einen anständigen Braten und den besten Wein, den Ihr im Keller habt.“

Und dann begann ein fröhliches Tafeln, das gewürzt wurde durch den Austausch lieber, alter Jugenderinnerungen. Nährende und lustige Geschichten wurden da ausgegraben, und alle Gäste, die sich bald an den Tisch der Beiden setzten, gerieten in die freudigste Stimmung.

Schließlich wurde es Abend, und Till erklärte, weiter gehen zu müssen. Auch sein Freund wollte sich wieder auf die Strümpfe machen. Till rief also den Wirt:

„Was macht die Zeche. Ich zahle alles.“

Aber der Freund fuhr dazwischen:

„Was fällt Dir ein! Die Zeche bezahle ich. Ich werde niemals zulassen, daß Du auch nur einen Heller hier aus Deiner Tasche gibst.“

So gerieten die Beiden in einen freundschaftlichen Streit, dem die Anwesenden voller Nahrung über so viel Edelmut und Spannung auf den Ausgang folgten. Da machte Till einen Vorschlag:

„Also höre, alter Freund. Wir wollen die Sache in einer Wette erledigen, mit der Du einverstanden sein wirst. Als Buben sind wir oft zusammen um die Wette gelaufen. Sehen wir, wer heute der Schnellere ist. Wer verliert, muß zahlen. Der Wirt soll Schiedsrichter sein.“

Der Freund war einverstanden, und der Wirt und die Bauern, die sich noch einen Hauptspatz zum Abschluß des vergnügten Nachmittags versprochen, waren es auch. Man ging also vor das Haus. Der Wirt bezeichnete einen Baum am Ende der Straße als Ziel und gab das Zeichen. Auf sein „Los“ trabten die Läufer davon. Erst bedächtig, dann schneller, angefeuert von den Zurufen der Zurückbleibenden, die sich vor Vergnügen den Bauch hielten.

An dem als Ziel bezeichneten Baum kamen sie fast gleichzeitig an. Und dann geschah das Ueberraschende. Reiner von beiden lehrte um, zu hören, wen der Wirt als Sieger anrufen würde. Till winkte nur einmal freundlich zum Abschied. Dann verschwand sie um die nächste Hausecke im abenddunklen Wald auf Zimmerwiedersehen. E. B.

# Das Geheimnis der Wünschelrute.

Von Dr. Ernst Michael.

ml. In diesen Tagen ist der Kampf um die Erdstrahlen, die angeblich eine Wünschelrute zum Ausschlag bringen können, mit besonderer Heftigkeit entbrannt. Für die eine Partei gibt es schlechterdings nichts, wofür die geheimnisvollen Erdstrahlen nicht verantwortlich zu machen wären. Eine ganze Anzahl von Krankheiten, von der Schlaflosigkeit über das Asthma bis zur Zuckerkrankheit und Epilepsie, werden angeblich durch sie hervorgerufen. Schließlich sollen sie in der letzten Zeit an dem berühmtesten Kilometerstein 23,9 auf der Landstraße von Bremen nach Bremerhaven Ursache einer Reihe hintereinanderfolgender, sehr schwerer Autounfälle gewesen sein.

Diese mit sehr großer Bestimmtheit immer wieder auftauchenden Nachrichten haben in der Öffentlichkeit, besonders in Bremen, lebhafteste Unruhe hervorgerufen. Man muß daher die energische Abwehr durch maßgebende Fachkreise begrüßen. Bekannte Geologen, wie Dr. Ebert und Dr. Michels, Berlin sowie Professor Dr. Koch, Hamburg, haben nach verschiedenen Experimenten am Kilometerstein 23,9 die Haltlosigkeit der Erdstrahlentheorie evident erwiesen. Auch der an den Versuchen beteiligte Rutengänger Wehrs, der verschiedene „Entstrahlungsapparate“ an der Unglücksstelle zur Vermehrung weiterer Unfälle angebracht hatte, mußte die Harmlosigkeit seiner Instrumente und das Ergebnis, zu dem die drei Gelehrten gelangt waren, bestätigen.

Damit scheint nun auch gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet worden zu sein; denn nun wird die Tatsache des Wünschelrutenschlages selbst bestritten und ziemlich unterhüllt als Humbug bezeichnet. Demgegenüber ist festzustellen, daß sich schon seit langen Jahren viele durchaus ernstzunehmende Leute mit dem Problem der von ihnen ausgeübten Wünschelrutentätigkeit befassen. Man kann hier allerdings nicht physikalisch exakt messen: alles bleibt rein subjektiv und gefühlsmäßig dem Rutengänger überlassen. Und nur so findet der langjährige Streit um die Wünschelrute seine befriedigende Klärung: die einen wollen messen, was die andern fühlen.

Viele Tatsachen, die aber über das Gefühlsmäßige weit hinausgehen, erklären den großen Anhang der Wünschelrutenfreunde. Da sind zunächst einmal die oft mit wirklich verblüffender Sicherheit festgestellten Wasseradern und Ergänge; dann aber auch Naturerscheinungen, die dem Sceptiker unerklärlich sind. So steht es z. B. fest, daß sich die Säure in einem Braubottich an einer Stelle weit schneller vollzieht als an einer anderen. Ebenso ist es mehr als eigenartig, daß man oft Ameisen ganz bestimmte Wege einschlagen sieht, unter denen bei näherer Untersuchung eine Erzader im Boden gefunden wird.

Vielleicht haben die nur von Mitleidern sensationell aufgemachten Nachrichten die Wissenschaft veranlaßt, sich so einseitig gegen das Wünschelrutenproblem zu stellen. Neuere Forschungen, vor allem die des berühmten Physikers Dr. Nachts, haben dagegen erwiesen, daß bestimmte Strahlungsarten von der Erde ausgehen können, und erst der Einfluß dieser Strahlen auf unsere Luftschicht vielleicht den Wünschelrutenausschlag zu erklären vermag. Wie kommt nun ein Ausschlag auf diese Weise zustande? Besonders empfindliche Menschen können, das gibt auch der Mediziner zu, von

einer Aenderung des elektrischen Feldes beeinflusst werden, selbst wenn der Reiz „unterschwellig“ ist; was bedeutet: der Reiz reicht für normale Fälle nicht aus, um eine Muskelzuckung hervorzurufen. Die gesteigerte Reizempfindlichkeit des Rutengängers dagegen kann durch die Muskelspannung, die die stark federnde Rute erfordert, andererseits durch angeborene Disposition ausgelöst werden.

Diese Anschauungen lassen sich sehr gut mit den beobachteten Tatsachen vereinigen, schwierig dagegen bleibt noch immer die Erklärung der Erdstrahlen. Daß sie vorhanden sind, ist bewiesen; man hat sie dann aber als äußerst harmlose und schwache Gammastrahlen identifiziert, die eine Reflexion radioaktiver Gesteine sind. Die Forschung ist aber außerordentlich behindert, da die Strahlen mit den bisher bekannten Meßinstrumenten nicht nachge-

wiesen werden konnten. Es ist aber zu hoffen, daß es mit dem Apparat Dr. Nachts gelingen wird, weitere Aufschlüsse zu erhalten.

Noch ganz ungeklärt sind dagegen die Vorgänge, die sich in der Erdrinde abspielen. Die mit geologischen Tatsachen häufig kaum zu vereinbarenden Mittelungen der Rutengänger beruhen sicherlich auch zum großen Teil auf unklaren Vorstellungen über den inneren Aufbau der Erde und die Verstärkung der Strahlen durch unterirdische Wasserläufe usw. Das Wesentlichste scheint auch dem Wissenschaftler, aus alledem den wahren Kern herauszuschälen. Ganz ablehnen kann man jedenfalls das Phänomen der Wünschelrute nicht mehr. Vieles bedarf noch der Klärung. Man kann aber weder die Erdstrahlen für die jurstbare Krebskrankheit verantwortlich machen, noch sie völlig leugnen. Schließlich wird ja alles Entstehen und Vergehen im Kosmos von der alleinherrschenden Strahlung verursacht. Und von der unendlich vielfältigen Anzahl der Energie tragenden Strahlen kennt der Mensch auch heute erst einige wenige.

## „Dös ischt a Starr!“ Ausgelachte Erfinder.

Kosjeger wurde als kleiner Junge von einem Bauern zur Wallfahrt nach Mariazuzug mitgenommen. Als der Alte von oben den ersten dampfenden Eisenbahnzug sah, rief er aus: „Schau, ein schwarzer Wurm, der Tabak raucht!“ — „Wir hatten uns vorgestellt“, erzählte Kosjeger, „daß an die Maschine nur so etliche Steirerwägelchen gespannt sein würden, und nun hingegen ganze Stadthäuser dran, zu deren Fenstern lebendige Lentlapp herausschauten.“ Aber freilich — bei einem „Teufelswerk“, wofür das Ganze galt, war alles möglich. Gar mancher fragte sich hinter den Ohren und meinte: „Beim Dampfswagen ist doch der Teufel dabei!“

Das glaubten auch jene Theoretiker, die haarstarr „bewiesen“ hatten, daß eine dauernde Bewegung von Stahlrädern auf Stahlgleisen unmöglich sei. Daß überhaupt eine Fortbewegung mittels Dampfkraft denkbar sei, wies der französische Physiker Bernoulli mathematisch nach. Seine Arbeit wurde zwar von der Pariser Akademie preisgekrönt — aber die Eisenbahn fuhr dennoch. Der Bernoulli des Dampfschiffes hieß Lardner. Dieser englische Professor wies wissenschaftlich nach, daß man eher zum Monde fahren könne, als mit dem Dampfer auf dem Ozean. Ein Jahr darauf, 1819, fuhr der erste Dampfer, die „Savanna“, über den Ozean. Als Benjamin Franklin (ungefähr 1740) den Blitzableiter erfand, dichtete man noch keinen lateinischen Dezimeter auf ihn, der besagt, er habe „dem Himmel den Blitz entzissen“, sondern lachte ihn weidlich aus. Mordoch, der Erfinder des Leuchtgases in England, hatte nicht das gleiche Schicksal, wohl aber der französische Ingenieur Lebon, der die Gasbeleuchtung in Paris einzuführen beabsichtigte, weil dieser dumme Kerl eine Lampe ohne Docht brennen wollte.

Damals glaubte man den Gelehrten mehr als den eigenen Augen, sonst hätte sich ganz Paris von der Unarbeit des Gases überzeugen können. Lebon zeigte nämlich vom 1. Brumaire 1801 an jedem zehnten Tag gegen ein Eintrittsgeld von drei Franken seine Thermostampe, in der Gas sogar ohne Docht brannte. Sein Anerbieten, aus Wäldbäumen Leuchtgas zu machen, wurde abgelehnt. Er selbst wurde am Morgen der Krönung Napoleons, dem 2. Dezember 1804, in den Champ-

Elyées erstochen, und so kam es, daß in Paris erst im Jahre 1818 Gaslaternen brannten, während sich Birmingham schon seit dreizehn Jahren dieser Errungenschaft erfreute. Berlin kam allerdings noch später dran.

Heute weiß jeder, Meteorsteine fallen vom Himmel. Vor anderthalb Jahrhunderten wägen das selbst die gelehrtesten Männer nicht, und als einer der Pariser Akademie die Entdeckung vom himmlischen Ursprung dieser Mineralien unterbreitete, erklärte man ihn für einen Esel. Jeder wisse, daß es im Himmel keine Steine gebe, darum können auch keine von dort herunterfallen. Das war doch sonnenklar. Das Votum wurde so entschieden verlaunt, daß Akademiepräsidenten solche aus der Höhe gefallene Massen einfach wegwarfen, um sich nicht zu blamieren. So geschah es in Paris mit den Steinen, die 1768 zu Luce und 1790 zu Barbottan fielen. Erst als es zu Laigle in der Normandie im Jahre 1803 Meteorsteine hagelte, war es dem französischen Physiker Biot möglich, das Vorurteil der Akademie endgültig zu zerstreuen.

Etwa um dieselbe Zeit, als man in Paris über die „Bahndee“ der vom Himmel gefallenen Massen lachte, machte man sich über den Arzt und Forscher Jean André Bessonnet lustig. Dieser hatte nämlich die hirnerbrannte Idee vertreten, die Korallen seien Tiere, während ihre Pflanzennatur doch der gesamten Akademie, samt ihrem Vorsitzenden Reaumur, klar war. Bessonnet erlebte den Triumph seiner Entdeckung ebenso wenig wie später der genannte Lebon. Im Auslagen war die Körperlichkeit überhaupt groß. Demselben Schicksal verfiel bei ihr Edisons Sprechmaschine. Als Dr. de Mousel der Pariser Akademie zum erstenmal diese Erfindung vorführte, stürzte sich der hervorragende Ornamentist Boullée auf den Referenten und schrie ihn an, die illustre Versammlung lasse sich nicht von einem Pausredner zum Karren halten. Davon ließ er sich nicht abbringen, und noch ein halbes Jahr später erklärte er, es sei völlig ausgeschlossen, daß ein elendes Metallstück den edlen Klang der menschlichen Stimme nachahmen könne.

Und hat man sich nicht noch um die Jahrhundertwende über die Luftschiffer lustig ge-

macht? Eine reizende Zeppelin-Anekdote erzählt der Wiener Schauspieler Dr. Rudolf Tyrall: „Als ich im Jahre 1899 auf Gastspiel in Stuttgart weilte, fiel mir eines Abends in einer Ecke des Speisensaals meines Hotels ein äußerst lebhafter alter Herr auf, der mehreren Offizieren etwas zu demonstrieren schien. Ich fragte meinen Tischnachbarn, ob er den Herrn kenne. Darauf antwortete der biedere Schwabe, indem er mir im Tone gutmütigen Bedauerns zuflüsterte: „Dös ischt a Narr! Ein Graf Zeppelin! Der guat Ma moint, er kenn durch d'Luft fahre.“

## Die Macht des Geldes.

Von Irma Neumann.

Wir glauben nicht  
An Götter, die im Himmel thronen,  
Noch Teufel, welche die Hölle bewohnen;  
Doch beide Mächte vereint  
Regieren die Welt  
Als Geld!

Allmächtig wirkt das Geld  
Aufbauend und zerstörend —  
Himmel und Hölle vereint.  
Da gibt es keinen  
Der nicht daran glaubt,  
Der das Geld des Glanzes beraubt.

Sie glauben alle, alle  
An die Macht des Geldes  
und beugen sich,  
Und beten um seine Gnade.  
Doch ungerecht wie alle Götter  
Ist das Geld.

Dem einen rollt es zu  
Unaufhörlich —  
Während der andere vergebens  
Verlangend die Hände streckt  
Und vom Geldgott verlassen  
Vor Hunger verreckt!

## Wissenwertes Amlerlei.

Vor mehreren Banken in Chicago sind Automaten aufgestellt, aus denen man gegen ein Zehn-Cent-Stück eine kleine Taschensparbüchse entnehmen kann, die so groß ist wie eine Taschenuhr und also bequem in der Tasche getragen werden kann. Wenn man die gefüllte Sparbüchse in der Bank abgibt, werden einem auch die zehn Cent gutgeschrieben, die man für die Büchse angelegt hatte. Durch diese Einrichtung soll die Sparlust sehr angeregt worden sein.

Zwei französische Ingenieure haben eine Geige gebaut, die von selber spielen kann. Kleine Pappen drücken auf die Saiten, so wie sonst die Finger der linken Hand, und ein Bogen streicht gleichzeitig über die Geige. Das ganze wird von zwei Motoren in Bewegung gesetzt, von denen der eine die Pappen bewegt, während der andere den Bogen führt.

Das leichteste Holz der Welt heißt „Balja“ und wird von einem zwanzig Meter hohen Baum, dem Baljabaum, gewonnen, der in Südamerika wächst. Das Balja-Holz ist fast ebenso leicht wie Stroh und wird sicher in Zukunft große Bedeutung für die Herstellung von Rettungsgürteln, Flammenverhüllungen, Padmaterial usw. bekommen.

Sybariten nennt man Menschen, die besonders an den Genüssen des Lebens hängen, und zwar hauptsächlich in der Form von gutem Essen. Der Name stammt von der antiken Stadt Sybaris in Süditalien. Es war ein reicher, mächtiger Ort, dessen Einwohner in Pracht und

Wohlleben lebten, vor allem in bezug auf gutes Essen. Ein Koch, der in Sybaris gelernt hatte, war dazumal berühmt.

In gewissen Gegenden Kanadas wohnt die Bevölkerung so verstreut, daß es unmöglich ist, die Kinder zur Schule zu schicken. Deshalb hat man jetzt „rollende Schulen“ eingerichtet, das heißt, modern eingerichtete Schulstuben sind auf Räder gesetzt und fahren mit eigener Motorkraft von Station zu Station, wobei sie immer vierzehn Tage Raft machen, um die Kinder der Gegend zu unterrichten.

Eine „Flotte“ ist zu verkaufen. Panama möchte sein einziges „Kriegsschiff“ veräußern, eine mit zwei Matrosen bemannte Dampfschacht. Uebrigens hat auch Ecuador nur ein einziges Flottenschiff, während Mexiko fünf besitzt und Peru vierzehn, einschließlich der sechs Unterseeboote, die Eigentum dieses Staates sind.

## Weiteres.

Ein Mann kommt zum Arzt und klagt über Magenbeschwerden. Der Arzt verschreibt ihm ein Rezept; der Patient geht in die Apotheke, bekommt sein Medizinfläschchen und wirft dieses, kaum ist er vor der Tür der Apotheke, auf das Pflaster, daß es zerknallt, und will vergnügt seiner Wege gehen. Da trifft er den Arzt, den er konsultiert und der das mit angesehen hat: „Warum haben Sie denn das gemacht?“ fragt der Arzt. „Sie wollen leben, Herr Doktor, der Apotheker will leben — und ich will auch leben!“

Kindermund. „Mutti, kann unser Fräulein im Finstern sehen?“ — „Wie kommst du darauf?“ — „Sie hat gestern abend zum Papa im finstern Zimmer gesagt: Sie sind heute unraffiert.“

Eva. „Ich habe jetzt viel zu tun“, sagt Eiga. „Ich sitz einem Professor Modell.“ — „Wie soll das Bild heißen?“ fragt Erna. — „Eva und die Schlange.“ — „Und wer sitzt zu der Eva?“ fragt Erna weiter.

Im Wartezimmer des Arztes sitzen zwei kleine Buben. „Nun,“ fragt eine freundliche Dame, „was habt ihr denn hier zu suchen?“ Darauf der eine: „Ich ha' vorher eine Murrel verschluckt, der Doktor soll sie rausholen.“ — „Und du,“ fragt sie den anderen, „hast deinen kleinen Freund begleitet, das ist nett von dir.“ — „Nee, der nu nich,“ verteidigt sich der Bengel, „aber die Murrel jehört mir, id warte druff.“

Fehl am Ort. Die bekannte englische Forschungsreisende Rosita Forbes erzählt von einem Besuch im Harem eines orientalischen Herrschers. Die zahlreichen Gattinnen des Fürsten erfreuten sich in ihrem Garten an einem Karussell, dessen Leierkasten immer ein und dieselbe Melodie spielte. Die Engländerin nuckte innerlich lachen, als sie diese Töne hörte, denn es war die Melodie eines britischen Volksliedes, dessen Text lautet: „Es gibt nur ein Mädel für mich in der Welt!“

Die Dresdener Gemäldegalerie ist weltberühmt. Jeder auswärtige Besuch, den die Mutter beim Kochen los sein will, wird hingeführt. Nun hat die Verwaltung der Gemäldegalerie eine Neuerung eingeführt. Beim Eingang liegt ein Gästebuch, in dem die Besucher ihren Namen eintragen können. Hinter dem Namen ist Platz für Bemerkungen über Wünsche, Anregungen, Gründe des Besuchs. Die dritte Kotiz des Buches lautet: „Gutsbesitzer Glinger aus Glauchau, weil es regnet.“

Befähigungsausweis. „Sie wollen bei mir als Ausläufer eintreten? Ich brauche eigent-

lich einen kräftigen Jungen.“ — „Nu, das bin ich. Ich habe doch alle andern, die sich auch melden wollten, weggeprügelt.“

Modern. Das moderne Mädchen: Ich weiß nicht, soll ich mich nun anziehen und mit Hans die Autotour machen oder mich ausziehen und mit Max ins Theater gehen?

## Schach-Spie.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Teplitz-Schnau.

### Schachaufgabe Nr. 138.

Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf bei Teitschen.  
Schwarz: Kc4, Tc3, c5; Lh6; Bd4, d7, e7, f4 (8).



Weiß: Kf2; Dg8; Tf5; Sc8; f3; Bd2, e2, g4 (8).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zwettnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 138: Dg2-g1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schwarz Raimund, Skulpa Erwin, Kropt Rudolf, sämtliche aus Klostergrab; Walter Ludwig, Robek Frz., Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, sämtliche aus Kwikau; Grohmann Julius, Ossek; Schöbel Franz, Straußnitz; Dianebier Emil, Teitschen; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Reinert Julius, Nestomitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Malda; Hyna Josef, Hyna Franz, Goldbach Ferdinand, Adam Johann, sämtliche aus Hostomitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Teitschen; Guba Wenzel, Kaiserswalde; Popperl Leo, Auperschin; Triltsch Gustav, Wisterschan; Mildorf Adolf, Tschau.

### Partie Nr. 38.

Damenbauernspiel  
Korrespondenzpartie.

Weiß: J. Scholz, Eberswalde.  
Schwarz: F. Krämer, Leipzig.

- |           |         |
|-----------|---------|
| 1. d3-d4  | Sg8-f6  |
| 2. Sg1-f3 | e7-e6   |
| 3. Lc1-g5 | Lf8-e7  |
| 4. e2-e3  | b7-b6   |
| 5. c2-c4  | Lc8-b7  |
| 6. Sb1-c3 | Ld7-b4? |

Das ist ein Fehler, eine bereits entwickelte Figur wird ohne besondere Notwendigkeit zum zweiten Male gezogen, außerdem fehlt der Läufer zur Verteidigung des Königsfelds. Richtig war 0-0.

7. Lf1-d3 Lb4xc3

Ein Fehler zieht den anderen nach sich. Weiß erhält nun ein starkes Bauernzentrum.

- |          |        |
|----------|--------|
| 8. b2xc3 | d7-d6  |
| 9. e3-e4 | Sb8-d7 |
| 10. 0-0  | Dd8-c8 |

Geschlecht, um die unangenehme Fesselung aufzuheben, c7-c5 würde auch keine bedeutende Erleichterung schaffen, wäre jedoch besser als der Textzug.

- |             |       |
|-------------|-------|
| 11. Dd1-c2  | e6-e5 |
| 12. Sf3-b4! | 0-0   |
| 13. Sh4-f5  | ...   |

Schwarz steht sehr schlecht, es droht bereits Sef7.

- |            |        |
|------------|--------|
| 13. ....   | Tf8-e8 |
| 14. Ta1-c1 | b7-b6  |

Schwarz versucht, auf diesem Weg sich Erleichterung zu schaffen, doch ist dies ein sofort entschließender Fehler, wie dieses der Gegner glänzend nachweist.

15. Dc2-c1

Ein hübscher und starker Zug, es droht nun 1.Kxh6. Nimmt Schwarz das Opfer an, so folgt Dxg5, g7-g6, Tc3 mit der nicht zu parierenden Drohung Th3 und Th8.

15. .... b6-b5

Hilft auch nicht mehr, eine ausreichende Verteidigung ist nicht mehr zu finden.

- |             |        |
|-------------|--------|
| 16. Lg5xf6! | Sd7xf6 |
| 17. Dc1-g5  | e7-e6  |
| 18. Dg5xf6  | g6xf5  |
| 19. e4xf5   | ...    |

Schwarz gibt das hoffnungslose Spiel auf. Die Fehler in der Prüfung hat Weiß in energischer und überzeugender Weise ausgenutzt. (Anm. v. V. Sch.)